

Précis zu „Agents' Abilities“

Romy Jaster

Ich kann nicht Tango tanzen, aber andere Leute schon. Mein Vater konnte mit nur drei Fingern komplizierte Stücke auf der Gitarre spielen. Mein Hund kann versteckte Spielzeuge finden, indem er in der Wohnung herumschnüffelt. Manche Menschen können gut sehen, manche gar nicht, manchen Menschen können zwar sehen, aber ihre Angehörigen nicht mehr erkennen.

Die Behauptungen, die ich gerade aufgestellt habe, schreiben Akteuren Fähigkeiten zu oder sprechen sie ihnen ab. Fähigkeitszuschreibungen sind nicht besonders ungewöhnlich, wir benutzen sie unentwegt. Dennoch ist es alles andere als offensichtlich, wie plausible Wahrheitsbedingungen für Fähigkeitszuschreibungen aussehen könnten. Das Buch „Agents' Abilities“ macht dazu einen Vorschlag. Diesem Vorschlag zufolge haben Fähigkeiten im Kern mit modalem Erfolg zu tun. Die Theorie, die ich vorlege, heißt entsprechend „Die Erfolgstheorie“.

Die ersten drei Kapitel setzen die Leitplanken für die gesamte folgende Diskussion. Im ersten Kapitel werden eine Reihe von Adäquatheitsbedingungen für eine überzeugende Fähigkeitstheorie aufgestellt. Neben extensionaler Adäquatheit gibt es im Kern drei Anforderungen:

- (1) Die Theorie muss zwischen generellen und speziellen Fähigkeiten unterschieden können. Bei generellen Fähigkeiten geht es darum, was die Akteurin über eine Vielzahl von Situationen hinweg tun kann, bei speziellen Fähigkeiten geht es darum, was sie in einer ganz konkreten Situation tun kann.
- (2) Die Theorie muss der Gradierbarkeit von Fähigkeiten gerecht werden. Manche Menschen können besser Klavierspielen oder ins Schwarze treffen als andere. Mindestens zwei Dimensionen spielen dabei eine Rolle: Die Qualität dessen, wozu die Akteurin eine Fähigkeit hat (Leistungsdimension) und die Verlässlichkeit, mit der sie in ihrem Tun erfolgreich ist (Verlässlichkeitsdimension).
- (3) Die Theorie muss sowohl Handlungsfähigkeiten als auch nicht-Handlungsfähigkeiten einfangen können. Sie soll nicht nur verständlich machen, was es mit der Fähigkeit zu stricken oder einen

Kampfjet zu fliegen (Handlungsfähigkeiten) auf sich hat, sondern auch mit der Fähigkeit zu verdauen oder seinen Freund Simon zu erkennen (nicht-Handlungsfähigkeiten).

Im zweiten und dritten Kapitel werden zwei Theoriestränge diskutiert, die in unterschiedlichen Teilen der Literatur als Standardtheorien für Fähigkeiten betrachtet werden. Der *einfachen konditionale Analyse* zufolge hat eine Akteurin genau dann eine Fähigkeit, PHI zu tun, wenn gilt, dass sie PHI tun würde, wenn sie es versuchen/intendieren/entscheiden... würde. Dem *Possibilismus* zufolge hat eine Akteurin genau dann eine Fähigkeit, PHI zu tun, wenn es ihr in einem auf passende Weise eingeschränkten Sinne möglich ist, PHI zu tun; wenn es also im passend eingeschränkten modalen Raum eine mögliche Welt gibt, in der sie PHI tut.

Beide Theorien sind problembeladen. Die konditionale Analyse wird keiner der Adäquatheitsbedingungen gerecht, der Possibilismus nicht allen, denn er hat Probleme mit der Gradierbarkeit von Fähigkeiten. Zusätzlich werfen beide Theorien eigene, schwerwiegende Probleme auf, die unmittelbar auf das jeweilige Kernelement der Theorie zurückzuführen sind.

Dennoch beinhalten beide Theorien wichtige Erkenntnisse über Fähigkeiten. Die einfache konditionale Analyse liegt richtig damit, dass Fähigkeiten etwas mit Erfolg zu tun haben; also im Fall von Handlungen: mit der Verbindung zwischen Motivation und Ausführung. Der Possibilismus liegt richtig damit, dass Fähigkeiten etwas damit zu tun haben, was in einem passend eingeschränkten Bereich des modalen Raums der Fall ist. Beide Elemente finden sich in der Erfolgstheorie wieder.

Im vierten Kapitel wird die Erfolgstheorie formuliert. Allerdings befasst sich das Kapitel ausschließlich mit Handlungsfähigkeiten. Der Erfolgstheorie von Handlungsfähigkeiten zufolge gilt:

ERFOLG(H). S hat die Fähigkeit, eine Handlung PHI auszuführen, gdw. S in einer hinreichenden Proportion der relevanten möglichen Situationen, in denen S intendiert, PHI auszuführen, PHI ausführt.

Die Proportion, die hier postuliert wird, nenne ich S's *modale Erfolgsquote*.

Die Erfolgstheorie umgeht die Einwände, die sich für die einfache konditionale Analyse und den Possibilismus stellen. Ich habe die Probleme in diesem Text nicht einzeln aufgeführt. Es sei daher lediglich erwähnt, dass die Erfolgstheorie erklärt, was es mit maskierten Fähigkeiten auf sich hat, wieso Kompatienten und Phobiker in einem sehr wichtigen Sinn nicht aufstehen bzw. die

angstbesetzte Handlung ausführen können und wieso Fähigkeitszuschreibungen sich formal anders verhalten als Zuschreibungen bloßer Möglichkeit. Darüber hinaus wird die Erfolgstheorie allen Adäquatheitsbedingungen gerecht:

(Ad 1) Der Unterschied zwischen generellen und speziellen Fähigkeiten kommt dadurch zustande, dass jeweils unterschiedliche Mengen möglicher Situationen relevant sind. In diesem Punkt greift die Erfolgstheorie auf den Possibilismus zurück. Dem Possibilismus zufolge hat man Fähigkeiten nie absolut, sondern immer angesichts bestimmter Tatsachen. Angesichts meines Trainingsstandes kann ich Flöte spielen, angesichts meines gebrochenen Fingers kann ich es nicht. Welche Tatsachen eine Rolle spielen, hängt vom Zuschreibungskontext ab und bestimmt, welche Situationen relevant sind. Relevant sind alle und nur diejenigen Situationen, in denen die Tatsachen vorliegen, die in einem Zuschreibungskontext von Belang sind. Die Unterscheidung zwischen generellen und speziellen Fähigkeiten stellt sich demnach als skalare und kontextsensitive Angelegenheit heraus, weil in unterschiedlichen Kontexten ganz unterschiedliche Tatsachenmengen über die möglichen Situationen hinweg festgehalten werden.

(Ad 2) Die Gradierbarkeit von Fähigkeiten wird durch die modale Erfolgsquote gewährleistet. Was die modale Erfolgsquote misst, ist der Grad der Verlässlichkeit, mit der eine Akteurin erfolgreich ist (Verlässlichkeitsdimension). Käthe ist besser darin, ins Schwarze zu treffen, weil sie es in einer größeren Proportion der relevanten möglichen Situationen, in denen sie es intendiert, schafft. Um außerdem die Leistungsdimension einzufangen, müssen die Erfolgsfälle zusätzlich danach gewichtet werden, wie hoch die Qualität der Ausführung im Einzelfall ist. Welcher Grad einer Fähigkeit erforderlich ist, damit wir bereit sind, einer Akteurin eine Fähigkeit *simpliciter* zuzuschreiben, variiert über Kontexte hinweg. Hier zeigt sich also eine zweite Ebene, auf der Fähigkeitszuschreibungen kontextsensitiv sind.

Fraglich bleibt zunächst, ob die Erfolgstheorie auch nicht-Handlungsfähigkeiten gerecht werden kann. Solche Fähigkeiten lassen sich schließlich nicht durch die modale Verbindung zwischen Motivation und Ausführung analysieren. Dass jemand die Fähigkeit hat, zu hören oder zu verdauen, hat nicht in erster Linie damit zu tun, dass er es tun würde, wenn er es intendieren würde. Die Erfolgstheorie für Handlungsfähigkeiten bietet hier nicht das richtige Instrumentarium. Im fünften Kapitel wird die Erfolgstheorie daher auf nicht-Handlungsfähigkeiten ausgedehnt und gezeigt, dass die Erfolgstheorie für Handlungsfähigkeiten eine Einsetzung in diese allgemeine Erfolgstheorie von Fähigkeiten insgesamt darstellt.

Kapitel fünf argumentiert, dass Fähigkeiten generell etwas mit modalem Erfolg zu tun haben. Konkret besagt die Theorie:

ERFOLG. S hat die Fähigkeit, PSI zu tun, gdw. S in einer hinreichenden Proportion der relevanten möglichen Situationen, in denen PSI zu tun ein Erfolg wäre, PSI tut.

PSI kann eine Handlung sein, es kann sich aber auch um ein bloßes Verhalten (etwa verdauen oder jemanden erkennen) handeln. ERFOLG(H) ist eine Einsetzung in diese allgemeinere Erfolgstheorie, weil die Erfolgsstandards für eine Handlung sind, dass die Handlung eine entsprechende Intention realisiert. Die Situationen, in denen PSI zu tun ein Erfolg wäre, sind also im Falle von Handlungen die Intentionssituationen.

Im Falle von nicht-Handlungen liegen andere Standards für Erfolg vor. Häufig leiten diese Standards sich aus biologischen Funktionen ab. Wenn Nahrung das Verdauungssystem erreicht, ist es ein Erfolg zu verdauen. Wenn mein Freund Simon vor mir steht, ist es ein Erfolg, ihn zu erkennen. Wenn jemand spricht, ist es ein Erfolg, das Gesprochene zu verstehen. In all diesen Fällen unterscheiden wir zwischen funktionalen und dysfunktionalen Verhaltensweisen. In anderen Fällen ergeben sich die Erfolgsstandards durch den Zweck, für den etwas gedacht ist. Wenn ich ein Toast in den Toaster stecke, ist es ein Erfolg, wenn der Toaster ihn geröstet wieder auswirft. In diesem Sinne ist das Rösten von Brot eine Fähigkeit des Toasters. In wieder anderen Fällen sind die Erfolgsstandards vielleicht durch die Wünsche der Zuschreiberin gegeben. Wenn ich für ein Theaterstück jemanden suche, der sehr steif herumlaufen kann, dann bin ich glücklich, wenn Torsten sich bewirbt, dessen Gangart stets steif und insofern für das Stück genau richtig ist.

Daraus ergibt sich, dass Fähigkeiten sich von Dispositionen vor allem darin unterscheiden, dass es bei Fähigkeiten um erfolgreiches Verhalten geht, während Erfolgsstandards bei Dispositionen keine Rolle spielen.

Im sechsten Kapitel wird die Erfolgstheorie zu anderen Theorien in Beziehung gesetzt, die in den letzten Jahren vertreten wurden. Im Einzelnen argumentiere ich für die folgenden Punkte.

- Erstens ist die Erfolgstheorie eine Art Upgrade zu Grecos Theorie von Fähigkeiten, die ebenfalls eine modale Erfolgsquote geltend macht, aber nichts darüber sagt, wie Erfolg zu verstehen ist. Die Erfolgstheorie ist daher informativer.

- Zweitens lässt sich die einfache konditionale Analyse zu einer Theorie weiterentwickeln, die Manley und Wasserman für Dispositionen vorgeschlagen haben und die sich einer Vielzahl kontrafaktischer Konditionale bedient. Diese Theorie ist mit einigen Reparaturen extensional äquivalent zur Erfolgstheorie, aber weniger elegant, weil sie sich zwar kontrafaktischer Konditionale bedient, aber das Antezedens dieser Konditionale so weit spezifiziert, dass die spezifische Semantik kontrafaktischer Konditionale nicht mehr zum Tragen kommt.
- Drittens ist die Erfolgstheorie einer Theorie überlegen, die auf eine Einschränkung der möglichen Situationen auf die Intentionssituationen verzichtet, wie Vetter es analog für Dispositionen vorschlägt, indem sie den Stimulus aus der Analyse streicht. Eine solche Theorie liefert falsche Ergebnisse in Fällen, in denen eine Akteurin ganz besonders oft intendiert, eine bestimmte Handlung auszuführen.
- Viertens ist die Erfolgstheorie Maiers Fähigkeitstheorie überlegen. Maier buchstabiert Fähigkeiten unter Rückgriff auf Optionen aus, bekommt in der Folge aber Probleme mit nicht-Handlungsfähigkeiten und verlässt sich auf ein Verständnis von Optionen, das sehr viel weniger klar ist, als Maier es für seine Theorie in Anspruch nimmt.

Im siebten Kapitel schließlich wird die Erfolgstheorie auf zwei Probleme angewendet, in denen Fähigkeitszuschreibungen klassischerweise eine zentrale Rolle spielen.

Erstens lässt sich mithilfe der Erfolgstheorie zeigen, dass Lewis' Lösung für das Zeitreiseparadox haltbar ist, obwohl Lewis es mithilfe einer unzulänglichen Fähigkeitstheorie, nämlich dem Possibilismus, begründet hat. Das Paradox beruht zentral auf der Erkenntnis, dass Zeitreisen nach sich zu ziehen scheinen, dass eine Zeitreisende ihren eigenen Großvater töten kann. Lewis macht geltend, dass es einen Sinn von „können“ gibt, in dem das stimmt und einen, in dem das nicht stimmt, abhängig davon, welche Tatsachen wir über die relevanten Situationen hinweg fixieren. Dieselbe Analyse ergibt sich aus der Erfolgstheorie.

Zweitens ermöglicht die Erfolgstheorie eine neue Perspektive auf das Willensfreiheitsproblem. Willensfreiheit, so die gängige Annahme, erfordert, dass die Akteurin auch anders hätte handeln können. Die Erfolgstheorie weist diesem Prinzip eine vielfache Kontextsensitivität nach. Das erzwingt zwar keinen Kontextualismus über Willensfreiheitszuschreibungen, aber es liefert eine interessante freiheitskontextualistische Theorie, die ich Alternative-Möglichkeiten-Kontextualismus nenne:

APK. S's PHien ist nur dann frei, wenn S in einer hinreichenden Proportion der relevanten möglichen Situationen, in denen S etwas anderes als PHI zu tun intendiert, etwas anderes als PHI tut, wobei es über Kontexte hinweg variiert, welche möglichen Situationen relevant sind.

Die Theorie wird im Buch lediglich erwogen und nicht verteidigt. Es wird lediglich geltend gemacht, dass APK eine interessante Perspektive auf das Willensfreiheitsproblem ermöglicht und anderen freiheitskontextualistischen Theorien, wie beispielsweise Hawthorne von vorgeschlagen, systematisch überlegen ist.